

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 15 (1925)
Heft: 9

Artikel: Der Rosenhof [Fortsetzung]
Autor: Wenger, Lisa
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-636461>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 9
XV. Jahrgang

Bern
28. Februar 1925

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Labfal.

Von Dominik Müller.

Du bist mein tiefer Brunnen du,
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Und trink daraus Vergessenheit,
Und lächelnd löst sich wirrer Wahn,
Und mögen neue Feinde nahn:
Ich bin gen Hohn und Hieb gefeit ...

Du bist mein tiefer Brunnen du,
Zu dem ich dürstend niedersteig'
Und schlürfend mich hinunterneig'
Und trink daraus mir selige Ruh.

Der Rosenhof.

Roman von Lisa Wenger.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.) 9

6.

In Stadt und Land war in den letzten Jahren manches anders geworden. Besser, sagten die Leute, die an Jahren oder Geist noch jung waren, schlechter, behaupteten die Alten, nicht mehr zu vergleichen mit dem, was in ihrer Jugend gut und schön, wertvoll und neu gewesen.

Nun, das sind so Ansichten. Aber merkwürdig bleibt es, daß viele der lieben Alten es nicht unterlassen können, das zu behaupten, ob sie nun vor fünfzig Jahren oder in fünfzig Jahren gelebt haben oder leben werden.

Sie merken es nicht, daß leise, leise die Zeit an ihnen vorübergleitet, immer neue Bilder bringt und täglich einen neuen Himmel und eine neue Erde schafft. Sie sehen rückwärts. Und plötzlich sind sie fremd geworden auf dieser schönen, grünen Welt, verstehen die neuen Zeichen und Ruten nicht, tappen nach Gleichgesinnten und merken doch, wenn sie so eine welcke, suchende Hand gefaßt, die gleich ihnen Glück und Zufriedenheit von der Vergangenheit erwartet, daß auch sie ihnen nicht helfen kann.

Sie sind aus dem Kreis ihrer Zeit ausgetreten.

Und ist es denn nicht sehr zu begrüßen, daß die alten Dellampen, die an eisernen Ketten über die Straßen hingen, hellem Petroleum gewichen sind? Daß sogar in Orten, die einen fortschrittlichen Bürgermeister haben, das neumodische Gas brennt? Ist es nicht angenehm, daß statt der Modérateurlampen, denen im Laufe des Abends unfehlbar wenigstens einmal der Atem ausging, daß sie sich mit Gurgeln und Schmaßen aufziehen lassen mußten, nun zierliche Petroleumlampen auf den Tischen stehen, mit dunkelroten Schirmen, damit das unbeschreiblich und von vielen als schädlich ausgeschriene grelle Licht den Augen nicht schade?

Und ist das gar nichts, daß überall im Land die Eisenbahnen, diese schwarzen, zehn- und zwanzigwirbeligen

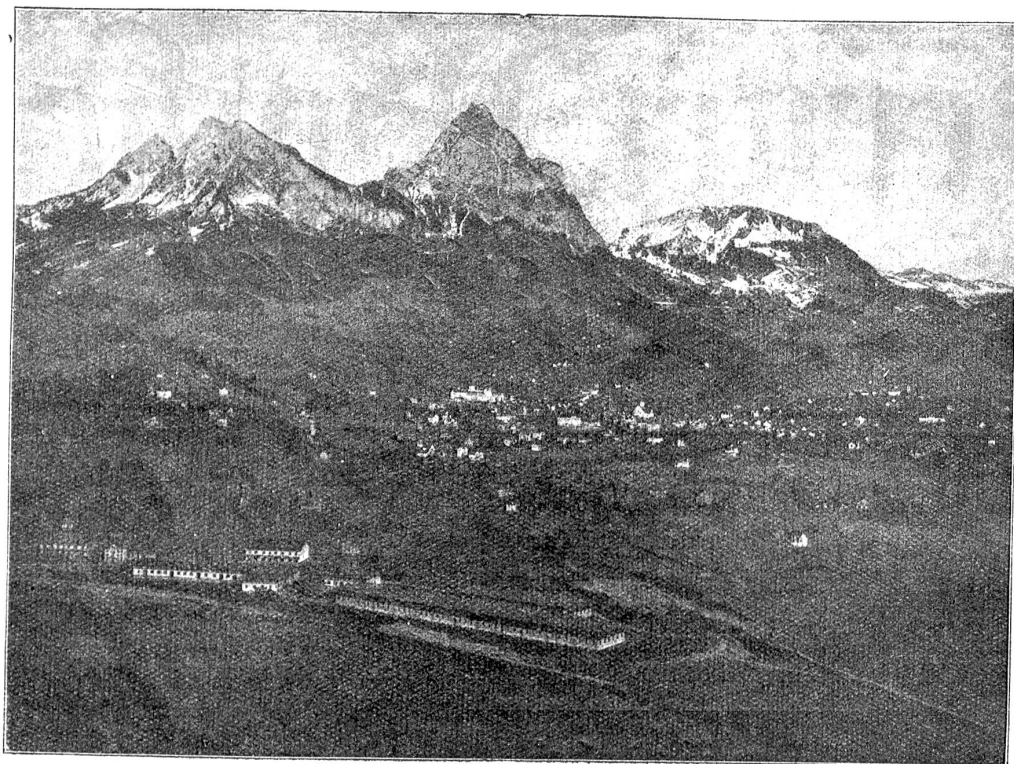
Schlangen durchs Land fahren, Dampf und Feuer speien und mit Hohn über die vorfünftlichen Drachen lachen, denen kein Mensch nachsagen konnte, daß sie der Allgemeinheit dienen oder die Kultur in die abgelegensten Dörfer gebracht?

Und wer möchte sich unterstehen, den Telegraphen zu unterschätzen? Dies Wunder, das so unbegreiflich ist, daß mancher ein paar Jahre seines Lebens brauchte, um es überhaupt zu fassen?

Freilich, es hat in den letzten zehn Jahren auch manches liebgewordene Alte fallen müssen. Zum Beispiel der Turm mit dem freundlichen Bewohner, dem Christoffel, der in seiner Herzengüte den Schulkindern die berühmten Berner Wecken herunterwarf, wenn er zwölf Uhr schlagen hörte. Lange, lange Jahre liefen die kleinen wißbegierigen Schülchen in ihren ersten, schweren Schuljahren die steinernen Laubengänge hinauf, um atemlos zu warten, ob denn das duftende Gebäck noch immer nicht durch die Luft saufe, ob sie zu spät oder zu früh gekommen, oder ob ihnen die anderen alles vorweggenommen?

Damit die Kleinen ihr Vertrauen zu dem hölzernen Mann nicht verlören, wurde beschlossen, einmal, ehe er von dem Turm, den er so lange bewohnt, Abschied nehmen müsse, ganze Körbe des blonden, duftenden Gebäcks hinaufzuschaffen. Eines der Wecklein um das andere flog da hinunter, und Hunderte von kleinen Armen zappelten in der Luft, und hundert Stimmlein riefen: „Mir auch eines, Christoffel, mir auch eines!“ und solange noch ein Kind danach schrie, so lange sauste auch ein letzter und allerletzter Gruß des Christoffel herunter.

Am nächsten Tag kam dann freilich seine Sterbestunde, und still standen die Kinder auf dem großen Platz umher und in der breiten Straße, um zuzusehen, wie man da



Der Stecken Schwyz. Ansicht von Süden mit den Mythen im Hintergrund.

oben hämmerte und sägte und wie dem guten Christoffel die Seile um den Leib geschlungen wurden. Die Kleinen wünschten dem wurmstichigen Riesen, ihrem alten Bekannten, bekommen eine glückliche Reise.

Wer hätte es für möglich gehalten, daß auch die steinernen Bären weichen mußten? Man vertrieb auch sie von ihrem Platz, den sie jahrhundertlang inne hatten und von dem aus sie die Stadttore bewachten und pflichtgetreu dem Fremdling, der ihr Mißtrauen erregte, die steinerne Zunge herausstreckten.

Und so ging es noch vielen. Und wenn man nur das in Betracht ziehen wollte, das fort mußte, so hätten die alten Leute recht und die Jungen unrecht. Aber wer hält einen Strom auf? Wer kann es einer Stadt verübeln, wenn sie mit ausgebreiteten Armen sich nach allen Himmelsrichtungen durch die Tore drängt, die ihr im Wege stehen? Daß sie sie niederschlägt, sogar wenn der alte Christoffel darin sein Quartier aufgeschlagen hatte und die Spaken des ganzen Kantons von dort oben die Stadt regieren halfen? —

Und nun gar eine Stadt, um die sich in blauen, schillernden Ringen und Windungen ein Fluß wälzt, über den eine Brücke nach der andern mußte gebaut werden, um die Menschen aus den engen Gassen hinaus ins Freie zu lassen, den Wäldern und Bergen zu? Wie sollte die zu halten sein?

Und so haben doch die Jungen recht, und es ging, wie es überall geht, die Zeit schritt mit langen Schritten vorwärts, ohne sich um das Ach und Weh, das Klaffen und Schelten, die freudige Zustimmung und das Beifallrufen ihrer Kinder im geringsten zu kümmern.

Im Pfarrhaus von Bergeln merkte man nicht viel von dem, was in der Welt vorging, wenn sich auch alles

Große im Kleinen wiederholt. —

Das aber ist sicher, daß vom Alterwerden da keine Rede war, sogar bei denen nicht, die das allerbeste Recht dazu gehabt hätten, wie zum Beispiel der Pfarrer Hans-Franz oder noch besser seine Anna-Diese.

Sie las in den Augen der Ihren — sei es in denen ihres Lebensgefährten oder in denen ihrer Töchter, die nun auch schon ein frisches und liebes Blümchen auf des Herrgotts Blumenwiese zu werden versprochen, ebenso leicht und deutlich, was ein jedes begehrte, wie nur je.

Sicher, Frau Anna-Diese ist noch jung, denn sie kann sich immer noch

unbändig freuen. Sie kann sich auch noch herzlich ärgern und kann noch immer gleich zart und verständnisvoll ihre Kranten pflegen, freilich mit ein wenig mehr Vernunft, Geduld und Erfahrung als früher. Sie kann mit Eifer und viel Erwartung die schönsten Reisen unternehmen, wenn sich dazu Gelegenheit bietet, sie ist stets noch für das Neue eingenommen und verteidigt es gegen Hans-Franz, der ein wenig, nur ein wenig nach der altväterischen Seite neigt, als ob sie zu der äußersten Linken gehörte.

Und da hat sie ganz recht. Läßt man doch kleine Kinder, wenn sie etwas erzwingen wollen, ruhig anrennen und sich die Finger verbrennen. Warum also nicht auch die Großen? Also immer voran mit dem Neuen, sagte Anna-Diese, ist es nichts damit, um so besser, so ist man das nächste Mal vorsichtiger.

Und fragt einmal den Bernhard, ob die Mutter in den Tagen, da er in lauter schwarzer Trübsal wanderte, ihn nicht verstanden hat wie eine Junge?

Wie ein kleines Kind hat er bei ihr geweint, daß er so schönste um seine schöne, stolze Susanna und seine heiße, erste Liebe gekommen.

Die Mutter mußte ihn auch trösten und festigen, wenn die Neue ihn packte, daß er sich von seiner Liebsten losgesagt, die ihm Phantasie und Liebe, die beiden Zaubereien, jetzt ganz anders vorpiegeln wollten, als das schöne Mädchen in Wirklichkeit gewesen.

Frau Anna-Diese hörte erst nachgiebig und nickend zu und strich mit milder Hand seiner verwundeten Sehnsucht übers Haar. Nach und nach versuchte sie es aber mit der Vernunft und malte mit geschickten Fingern ein Bild auf die Zukunftsnebel, das aufs Tüpfelchen der Susanna und

dem Bernhard glück, die in einer glücklichen Ehe zuletzt wie in einer Dornenhecke gefessen wären, an der sich beide blutig gerigt hätten.

Frau Anna-Liese breitete eine solche Heiterkeit im Pfarrhaus aus, daß der alte Pfarrer Hans-Franz und der junge cand. med., trotz des verunglückten Examen und der verlorenen Braut, viel öfter lachten und sich freuten, als ein so ernster und würdiger Mann und ein so junger, geknickter es Wort haben wollten. Sie hegte die kleine Schar auf den großen Bruder, die ihn zu Spielen und

Spaziergängen mitriß und zu großen Bergfahrten und phantastischen Zigeunerlagern überredete, die im herbstlichen Wald und den vielen Höhlen der Umgegend sich ausgezehnet und durchaus echt bilden ließen.

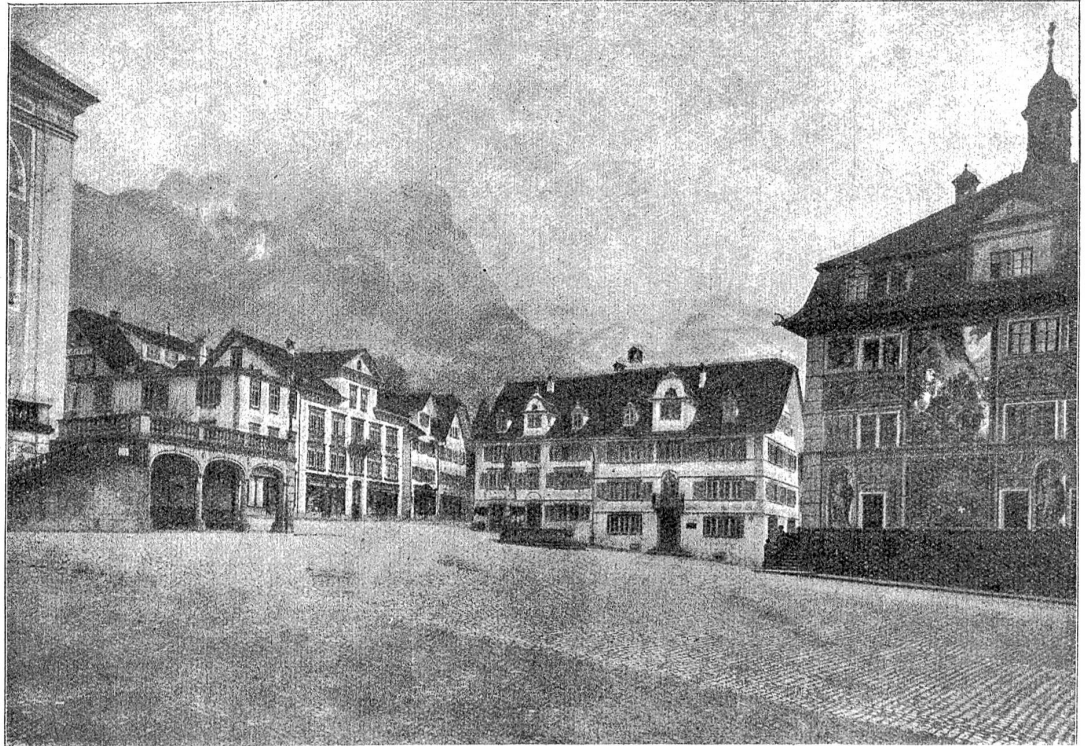
Bernhard ließ sich mitziehen. Seinem Herzen tat das wohl. Seinen mißhandelten und müden Kopf bearbeitete der herbe Wind, der die Tannenwipfel bog, bis sie ächzten und krachten, und dazu heulte und lamentierte, daß die Kinder sich ängstlich umzusehen begannen, die Röcke über den Kopf schlugen und über Wurzelwerk und Tannennadeln rannten, als ob die wilde Jagd hinter ihnen her sei.

Es war ein wirklicher Vorteil für Bernhard, daß Susanna ihn nicht mit Zärtlichkeiten verwöhnt hatte. Er brauchte nun wenigstens danach kein Heimweh zu haben.

Als er sich gründlich ausgeruht hatte und merkte, daß die Lichter wieder brannten, machte er sich ans Studieren, denn mehr, als er merken ließ, war ihm die tiefe Beschämung, die ihm der Mißerfolg eingebracht, als Angelhaken in seinem Fleisch hängengeblieben.

Oester, als ihm lieb war, tauchte der Augenblick vor ihm auf, da Susanna erzürnt und fast verächtlich zu Boden gesehen, um seinen Augen nicht zu begegnen. Blichschnell sah er Tante Ursula hinter dem Tisch auftauchen, ihn dräuend ansehen, zusammenfliehen und wieder verschwinden. Sogar der empörte Wollentkübel ängstigte ihn, wenn er ihn, wie damals, mit einem hohen Sprung aus dem goldgeränderten Becher grollend über den Teppich und dann zu Boden fallen sah, und fast greifbar erkannte er des Onkels Daniel grauen, breiten Rücken, ihm zugewandt, wie er am Fenster stand und die Daumen drehte, was er nur dann tat, wenn ihm etwas gar zu bunt wurde.

Aber unter neuen Eindrücken erblaßten die beängstigenden Bilder und verschwammen, verloren ihre scharfen



Schwyz. Dorfplatz mit dem Rathaus (rechts).

Umrisse und grellen Farben und hörten endlich auf, ihn zu quälen.

Susanna, die doch die Urheberin von allem seinem Ungemach war, blieb in seiner Erinnerung das begehrtesten und schöne Mädchenbild, wie in den Tagen seiner heißen Liebe. Er vermochte es nicht, ihr zu zürnen, und zwang sich nicht, weder Haß noch Verachtung an sie zu verschwenden, da er weder das eine noch das andere fühlte. Was noch in ihm lebte, war der Liebe sehr nahe verwandt, trug aber die zarten Schleier der Entsagung und die Form der Selbstachtung.

Der schöne Rosenhof mit den glühenden Georginen, die oben vom Rain hinuntergrüßten, und den feuerroten Salvien, die herauflockten, den Ästern in ihrer harmonischen Regenbogenpracht und den übermütigen Kapuzinern, die über jedes Mauerlein und jeden Zaun neugierig guckten, sie alle vergaß er nicht.

Die Bank, die weiße, lange, die nun auf fallendem Laub stand und verlassen und einsam wartete, noch weniger. Und am wenigsten das schöne Mädchen mit den Samtaugen und der milchweißen Haut selbst. Er strich im Frühling darauf immer noch dem Goldlack über die weichen Blätter.

Ein zweites Menschenkind blühte auf in Frau Anna-Lieses Garten. In Klärchens Herzen war eitel Freude, die, wie sie glaubte, niemand bemerkte und niemand sah und von der keiner etwas ahnte.

Sie ging von dieser Freude durchleuchtet an Bernhards Seite durch die Felder, und die milde und verständige Herbstsonne vermochte es, ihre Wangen zu bräunen, was ihr den ganzen Sommer hindurch nicht hatte gelingen wollen. Es war, als ob Klärchen sich dagegen gewehrt hatte, denn sie war doch so oft und so lang in



Schwyz. Das Ital v. Redingsche Familienhaus an der Dorfbachstraße.

Garten, Feld und Wald herumgelaufen wie ihre Geschwister, die braun und glatt aussahen wie Haselnüsse.

Bernhard fragte nicht, wo die Sträucher herkamen, die er täglich auf seinem Schreibtisch fand, ein Farbenspiel von Purpur, Braun und Gold, duftend und frische Luft und Sonne atmend, denn auch Vater und Mutter fanden die Gemeinschaft von Rosen, Levkoien, Geranien und Astern neben ihren Kaffeetassen. Ein jedes von ihnen nahm an, daß Klärchen die Geberin sei, und darüber wunderte sich auch niemand im Pfarrhaus von Bergeln, denn sie waren alle darin einig, daß Klärchen so viel Freude im Haus um sich verbreitete, als sie eben konnte.

Es war Anna-Lieses geheimer Kummer, was aus dem Kind werden sollte, wenn sie etwa stirbe. Es war zart und nicht stark auf der Lunge. Auch war die Auswahl in Frauenberufen in der damaligen Zeit sehr klein. Sie hätte ja Lehrerin werden können, aber dazu eignete sich Klärchen nicht. Auch Malfstunden geben galt für anständig — man malte da Kagen, die aussahen, als wären sie aus Gips und Vergißmeinnicht, steif wie Strohhalme, aber auch dafür hatte Klärchen kein Geschick.

Es blieb die Musik übrig. Anna-Liese meinte, daß ein Funken von Talent wenigstens nötig sei, aber auch der fehlte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Bürgerhaus im Kanton Schwyz.

Schwyz — Das Ital v. Redingsche Familienhaus.

Mit Genugtuung vernimmt der Freund heimatlicher Art und Kunst, daß der Band IV des schönen Heimatwerkes „Das Bürgerhaus“ in der Schweiz^{*)} eben in zweiter Auf-

^{*)} Herausgegeben vom Schweiz. Ingenieur- und Architekten-Verein. Verlag: Art. Inst. Drell Küßli, Zürich. Man vergleiche die Aufsätze über die neuesten Bände: „Das Bürgerhaus im Kanton Bern, II. Jahrgang 1923, S. 16“, „Das Bürgerhaus im Kt. Graubünden I. Bd., S. 532“ und „Das Bürgerhaus im Kt. Graubünden II. 1924, S. 667“.

lage erschienen ist. Es betrifft dies den Band „Schwyz“, der hervorragend reich ist an bau- und kunstgeschichtlich interessantem Stoff. Sein Text wurde von Dr. C. J. Benzinger in Bern mit großer Sachkenntnis besorgt. Wir möchten nachstehend die Hauptgedanken seiner Einführung skizzieren, soweit sie zur Erläuterung der Bildproben aus dem Werke dienen können, die wir hier mit Erlaubnis des Verlages wiedergeben.

Jedem Wanderer muß der Flecken Schwyz mit seiner wundervollen Lage und seiner stattlichen Behäbigkeit einen tiefen Eindruck machen. Schon Goethe nannte das schwyzzerische Dorfbild „unaussprechlich anmutig“. Die ersten germanischen Ansiedler, die sich hier niedergelassen, haben in der

Lage den Ort mit gutem Geschmack und sicherem Instinkt gewählt. Die schöne, sanftgeneigte Halbe am Fuße der hochragenden Mythen bot reichlich die Elemente, die ein viehzuchtreibendes Volk benötigte: Wald, Weide und Wasser, und sie bot auch den nötigen Raum für die spätere ungehinderte Entwicklung der Ortschaft. Unbeengt konnte diese Ausdehnung nach allen vier Seiten hin vor sich gehen, und darum erscheint das heutige Schwyz so ungezwungen angelegt, so sorglos über das weite Wiesengelände verstreut, so unbesorgt die schöne Sonne und das satte Grün der Wiesen und Bäume genießend.

Schwyz hat als Flecken auch einen dichteren, fast städtisch geschlossenen Kern. Dieser gruppiert sich um die stattliche Pfarrkirche St. Martin herum und wird vom Rathaus, von Gasthöfen und Privathäusern gebildet, die den „Rathausplatz“ auf der Südseite der Kirche und den alten Friedhof auf deren Nordseite in einem großen Rechteck umschließen. Von allen Richtungen her münden die Straßen auf diesen Platz: von Süden die Schmiedstraße, von Westen die Bahnhofstraße und die Herrengasse, von Norden die von Maria Hilf heruntersteigende Schulgasse und die Dorfbachstraße, von Osten die Freie Reichstraße.

Die Konsolidierung um einen Kirchenfelsen herum hatte sich in der Hauptsache schon vollzogen, bevor Schwyz zum Mittelpunkt der jungen Eidgenossenschaft wurde. Die spätere bauliche Entwicklung des Fleckens hängt eng zusammen mit der Rolle, die Schwyz in der schweizerischen Politik spielte. Diese war bekanntlich eine hervorragende. Die Führerrolle mußte Schwyz allerdings zur Zeit der Burgunderkriege an Zürich und Bern abtreten. Aber während ersteres durch Zwinglis Einfluß die alte Soldbündnispolitik und den Söldnerdienst aufgab, fuhr Schwyz wie Bern fort, die Duzatenbündnisse, die jene Politik seit jeher ins Land führte, in gesicherte Kanäle zu fassen und so wenig wie möglich davon zu verlieren. Man darf betonen, daß die Kargheit des inner-schweizerischen Bodens, der seine Söhne nicht auskömmlich zu ernähren vermochte, dieser Politik die moralische Grundlage schuf. Schwyz hatte es 1522 mit einem Solbverbot versucht, aber die ökonomischen Notwendigkeiten erwiesen sich als stärker; schon im gleichen Jahre schloß es mit König Franz I. von Frankreich den Solbvertrag.